

ist wie leergefegt, eine Art Betonpiste, auf der der logisch hochgerüstete Motor der Analytischen Philosophie seine waghalsigen Runden dreht, allerdings vor leerer Tribüne, denn das Publikum bemerkt sehr wohl, dass seine Sache nicht mehr verhandelt wird“ (211). Es führt also für M. kein Weg daran vorbei, dass auch die heutige Philosophie „sich den substantiellen Problemen der traditionellen Metaphysik stellt“ (212). Eine solche Forderung, so betont er, sei nicht Frucht eines unerleuchteten Konservatismus, sondern verdanke sich der Einsicht, dass eine Welt, aus der die substantiellen metaphysischen Fragen verschwunden seien, nicht mehr sie selbst wäre.

So weit einige Hinweise zum Gang von M.s Publikation, die sich einem zeitdiagnostisch ausgerichteten Philosophieren verschrieben hat und mit einer „kulturkritische[n] Globalthese“ (191) aufwartet, nämlich mit der These der gegenwärtigen Dominanz einer naturalistisch orientierten Kalkülvernunft, die sich an die Stelle der traditionellen Metaphysik setzt. M. zeigt zu Recht, dass der Naturalismus nicht frei ist von Widersprüchen, da dessen Vertreter faktisch auf Sinnunterstellungen rekurren, die sich in einem naturalistischen Kontext nicht unterbringen lassen. M. macht auch aus seiner Überzeugung keinen Hehl, dass unsere Zeit eine metaphysische Alternative zum Naturalismus braucht. Allerdings kann diese Alternative s. E. nicht einfach in einer Rückkehr zur klassischen Seinsphilosophie bestehen. Auch eine „Supertheorie der Naturwissenschaften“ ist für M. keine Lösung. Denkbar sei einzig eine Metaphysik, die auf das Absolute verweist, „ohne absolute Ansprüche zu stellen“ und sich als der Ort erweist, wo „die vertikale Dimension zur Sprache kommt“ (216). Zu deren Gestalt merkt M. an, dass sie „eine ‚scala naturae‘ enthalten“ würde, wenn auch „in evolutiv transponierter Form“, und zudem hätte sie einen „vorläufigen Charakter, denn die Stufen einer solchen ‚scala‘ würden ein gewisses Maß an Willkür einschließen“ (ebd.). Man müsste nämlich „das evolutive Kontinuum an bestimmten Stellen zerschneiden, ohne dass diese Stellen von der Natur selbst vorgezeichnet wären“ (ebd.). Wichtig zum Verständnis des Konzepts von Metaphysik, das M. im Auge hat, ist schließlich auch: Der Zusammenhang von Metaphysik und Spiritualität, von dem M. ausgeht, bedeutet für ihn nicht einen Übergang von der Philosophie in die Theologie. Es bleibt für ihn vielmehr dabei, dass die Theologie von der Offenbarung als Faktum ausgeht und systematisch nach ihrer Bedeutung fragt, während die Philosophie nichts anderes zum Ausgangspunkt nimmt und zu Ende denkt als „die jedem zugängliche Erfahrung“ (213). Denn dadurch gelangt man zwar „an die Grenze dessen, was noch sagbar ist“ (ebd.), ohne jedoch eine Grenzüberschreitung zu vollziehen, die den Verlust der argumentativen Einlösbarkeit zu Folge hätte.

H.-L. OLLIG S.J.

SPAEMANN, ROBERT, *Über Gott und die Welt*. Eine Autobiographie in Gesprächen. Stuttgart: Klett-Cotta 2012. 350 S., ISBN 978-3-698-94737-3.

Das Vorwort stammt von *Stephan Sattler*. Er hat Spaemann (= Sp.) zu dem Gesprächsband überreden können und obendrein dazu, „Episoden“, die Sp. zwar niedergeschrieben, aber eigentlich nicht zur Publikation bestimmt hatte, mit aufzunehmen. Aus zwölf Sitzungen sind neun Kapitel geworden, davor Kindheitserinnerungen und ab- oder besser resümierend aufschließend als Kap. 10 ein Essay über die *condition humaine*. Nach einem Tolkien-Zitat folgen noch zwei Verzeichnisse: „Glossar“ (Kurzvorstellung genannter Personen von Max Bense bis Walter Warnach) und „Ausgewählte Hauptwerke“ des Philosophen.

Die Kindheitserinnerungen stehen unter dem Titel „Was immer ist“ und haben drei Hauptthemen: das Benediktinische Stundengebet, die früh verlorene Mutter und die Eigenwelt Traum. – 1. Jugend im Dritten Reich: ein Leben in zwei Welten, der offiziellen und der christlich-katholischen. Beim Indianerspielen entdeckt Sp., dass es verlangt, sich anders zu verhalten als echte Indianer; das Bemühen um Unmittelbarkeit und Authentizität hebt sich selbst auf. So zog Sp. schon damals den Untergang der verschwindenden bäuerlichen Welt ihrer Musealisierung vor. Seiner Arbeit in der Schulbibliothek verdankt er Zugang zu anderer Literatur, so zu Theodor Haecker und Karl Kraus. Wichtig dann die Bekanntschaft mit Hans-Eduard Hengstenberg. Der Schlussabschnitt ist überschrieben „Sein und Schein“. Der Scheinmarmor des Barocks und die Hohlheit

seiner Altarfiguren stoßen ihn ab und erscheinen ihm heute als Vorboten der um sich greifenden Virtualisierung der Welt, wozu auch die ständige Rede von „Werten“ gehört. Argumente gegen den Glauben fand und findet Sp. schwach, bedrohlich aber den Verzicht auf das Argumentieren. Es muss sich auf Erfahrung stützen, doch welche? (Die mittelalterliche Philosophie wird zwar von Gläubigen betrieben; argumentiert indes nicht damit und ist so keine christliche Philosophie – wie dann der Deutsche Idealismus.) Andererseits genügen Argumente nicht. Nicht bloß Frauen, sondern (hat ihm seine Frau erklärt [65]) „die meisten Menschen [wollen] überhaupt kein Argument hören, und wenn das Argument wirklich anfängt, einleuchtend zu werden, dann fangen sie an, dich zu hassen, aber nicht etwa, dein Argument zu akzeptieren“. Disput ist freilich kein Selbstzweck, er verlangt zuletzt persönliche Entscheidung. – 2. Studium in der Nachkriegszeit: Sp. s Weg in den Schülerkreis um Joachim Ritter. – 3. Um 1950. Frankreich lockt: J. Maritain, E. Gilson, G. Marcel; für seine Dissertation wählt Sp. de Bonald. Sie führt zu Charles Péguy, der die Unmittelbarkeit verteidigt und den Modernismus durch die Haltung charakterisiert, „nicht zu glauben, was man glaubt“ (114 f.). In diesen Abschnitt gehören die Heirat mit Cordelia Steiner, vier Jahre Lektorat bei Kohlhammer und ein „Episoden“-Text „Die Bombe“, in deren „Schatten“ Sp. „den größten Teil [s]eines Lebens“ verbracht hat (122), im Kampf, zusammen mit W. Böckenförde, insbesondere gegen G. Gundlach SJ. – 4. Rückkehr an die Universität Münster, Fénelon. „Fortschritt in der Philosophie wie in der Theologie [besteht] in einem Zurückkommen auf Früheres“ (134); denn es gelingt niemandem (auch Hegel nicht), seine Vorgänger vollständig zu integrieren. Sp. spricht von drei Weisen der Integration: Anfang mit dem Sein, mit dem Bewusstsein und mit der Sprache. Sp. s Habilitationsschrift gilt dem Streit zwischen Fénelon und Bossuet um die Möglichkeit „reiner Liebe“ auf dem Höhenweg der Mystik. Beide sind Anti-Teleologen (ohne inneren Zugang zu der These des Aquinaten, dass der Mensch von Natur aus Gott mehr liebt als sich) und sehen den Menschen als geborenen Egozentriker. Bossuet kämpft für das Recht dieser Natur, Fénelon für ihr Sterben. Wie aber „unterscheidet sich der Zustand, in dem alles wegfällt, von demjenigen der Verblödung“ (154)? Durch die Erinnerung an den Weg; darum sollte man die Leiter des Aufstiegs eben nicht wegwerfen. – 5. Professuren in Stuttgart und Heidelberg. In Stuttgart galt es, sich mit Bense zu arrangieren und Philosophie für Nichtphilosophen zu lehren. 68 erlebte Sp. noch dort, im Folgejahr entsprach er einem Ruf nach Heidelberg. Doch nur für zwei Jahre. Es kommt zum [„Selbstmord“?] Suizid J. van der Meulens und zum Boykott einer Dozentin, unter „Desolidarisierung von Kollegen“ (197), teils aus Feigheit und Bequemlichkeit, teils aus einer merkwürdig abstrakten Solidarisierung, die etwa E. Tugendhat und G. Picht dazu brachte, nicht am Zweitversuch der Rektorswahl teilzunehmen, weil die Polizei in der Versammlungssaal bewachte: zum Schutz doch der Freiheit der Wahl (199, 209). Freiheit als abstrakt-generelle Emanzipation ist inzwischen ja bei der Gender-Thematik angekommen: „Die operative Geschlechtsumwandlung wird begrüßt, merkwürdigerweise wird dagegen das medizinische Angebot, eine homosexuelle Orientierung psychotherapeutisch umzuändern, wütend bekämpft“ (200). – 6. München. Ein Hauptpunkt hier wird die Wiederentdeckung des teleologischen Denkens. Damit hängt Sp. s Verteidigung des Anthropomorphismus zusammen: „Ich begreife einfach mehr, wenn ich anderes Lebendiges nach Analogie unserer Selbsterfahrung verstehe“ (221). Und das gilt auch für unseren Zugang zu Gott. Mag Hegels Wissensanspruch ungeheuerlich sein, der „Bescheidenheitsgestus“ der Relativisten „ist für die Vernunft tödlich. Er hat Verwandtschaft mit der heutigen political correctness, die darauf verzichtet, eine irrige Behauptung zu widerlegen, und stattdessen verbietet, bestimmte Behauptungen zu äußern“ (225). – 7. Das Bewusstsein der Zeit ... Teleologisch sind Lebewesen, aber nicht die Geschichte. Systematik und Geschichte gehören zusammen, doch ist Philosophie keine Geisteswissenschaft (sie denkt über diese wie über die Naturwissenschaften nach, so auch über die Rolle, die heute Statistiken für die Moral spielen, Kant hat derlei „pöbelhaft“ genannt; die Differenz zwischen Norm und Realität gehört zum Menschen, solange er weder heilig noch unmenschlich ist). Entsprechend kritisch hat sie der Gegenwart zu begegnen: dem Szientismus wie der „Tyrannie der Werte“. – 8. „Glück und Wohlwollen. Das Gewissen kein lästiger Störenfried.“ Denkt man den Eudaimonismus zu Ende, „gelangt

man an einen Punkt jenseits des Egoismus“ (255): Kein wahres Glück ohne wahre Freunde, die aber nur bekommt, wer selbst ein guter Freund ist, d. h. bereit, (Epikur wie Evangelium) für jemanden zu sterben. (Eine Lanze darum für den *amor concupiscentiae* (267 [nicht für Z. 13 v. u. den falschen Dativ nach ‚als‘]), als „Teil des amor benevolentiae“ (268). Einsprüche machen nicht beliebt; Szientisten „nehmen einem eine Gegenmeinung meistens nicht persönlich übel, wohl aber katholische Theologen“ (277, zweimal: „giftig“). – 9. Nach der Emeritierung: „Personen“. Der „schöne Untertitel“ wird zwar angesprochen, nicht aber der Vorteil der Wörter ‚etwas‘ und ‚jemand‘ gegenüber dem Fremdwort, das leichter mit den Adjektiven ‚möglich‘ und ‚potentiell‘ verbunden werden kann. [Kein etwas wird jemand oder umgekehrt, sondern nur „aus“ dem einem wird der/das andere; allerdings fehlt uns zwischen beidem ein Wort für Pflanzen und Tiere.] Die Trinitätslehre kommt zur Sprache, weil „Person“ wesentlich dialogisch ist [ob freilich (299) die Sicht des Geistes bloß als Gabe nicht in (hegelscher) Zwei-Einigkeit verbleibt?]; sodann überhaupt Gott in der Philosophie, und Philosophie überhaupt, in unserer Gesellschaft (320: „Sokrates und Kant sind nie in Urlaub gefahren“); schließlich die heutige Kunst (nochmals Virtualität; denk-, doch auch diskussionswürdig der Gedanke, sie simuliere das Sakrament [siehe G. Steiner] sowie, im Verzicht darauf, die Herstellungs-Spuren zu tilgen, die Evolution. – 10. Die zwei Interessen der Vernunft: Philosophie sollte (statt sich in deren Dialektik zu verstricken) den Dualismus zwischen Naturalismus und Spiritualismus zu verstehen suchen: Zu den Realisten des Gehirns (323): Wo ist „das Subjekt der Erkenntnis des Gehirns?“ Epistemologisch, im Blick auf die Natur wie die Moral: Wahrheit, Erkenntnis implizieren Normativität. Das empirische Subjekt wird objektiviert, das transzendente kehrt als „die Wissenschaft“ wieder. Der Mensch soll sich ins Tierreich einordnen – doch anders als die Tiere *soll* er dies, verantwortlich für sich und sie. Wissenschaft will herrschen, Menschen fragen nach ihrem Wozu. „Ich möchte die Aufmerksamkeit auf das Paradox der Transzendenz lenken, das Paradox eines Interesses an dem, was nicht auf mein Interesse bezogen und nicht durch mein Interesse definiert ist“ (340). Anthropomorph denken wir dies An-sich in Ob-Subjektivität: als *physis*. Die gibt es nicht bei künstlichen Dingen. „Für ein Auto ist es nicht irgendwie zu sein. Aber für alles Lebendige ...“ (343). Und der Mensch, die/seine *physis* übersteigend, tut dies kraft seiner *physis*.

Diese Situation kann man zuversichtlich sehen wie der Elf Legolas oder skeptisch-resignativ wie Gimli, der Zwerg. Menschen, merkt der Rezensent an, haben gewiss vor allem zu danken, auch hier.

J. SPLETT

2. Biblische und Historische Theologie

THEOLOGISCHES WÖRTERBUCH ZU DEN QUMRANTEXTEN. Band I אב – חהח. Herausgegeben von *Heinz-Josef Fabry* und *Ulrich Dahmen*. Stuttgart: Kohlhammer 2011. XXIV/556 S., ISBN 978-3-17-020429-4.

Nach der Entdeckung der ersten Schriftfunde aus Qumran im Jahre 1947 vergingen mehr als sechs Jahrzehnte bis zur vollständigen Veröffentlichung aller bisherigen Textfunde aus der jüdischen Wüste (2010). Nun aber sind die Texte nicht nur in der kritischen Edition *Dead Sea Discoveries* zugänglich, sondern auch in digitalisierter Form in der *Dead Sea Scrolls Electronic Library*, was die wissenschaftliche Arbeit mit den Texten wesentlich erleichtert. Die systematische Erforschung dieser für die Geschichte des frühen Judentums und der Umwelt des Neuen Testaments überaus wertvollen Texte ist somit in eine neue Phase getreten, innerhalb derer das Theologische Wörterbuch zu den Qumrantexten (= ThWQ) einen wichtigen Beitrag leistet. Ziel des Wörterbuches ist eine weitgehend vollständige semantische Analyse des Vokabulars der nicht biblischen Qumrantexte mit besonderer Berücksichtigung ihrer theologischen Bedeutung. Dieses Vorhaben macht ein internationales Unternehmen notwendig, das durch die Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (= DFG) seit 2007 ermöglicht wurde.